

Die Diagnosen des Dr. Zimmertür [Fortsetzung]

Autor(en): **Heller, Frank**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 22

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

an die Wiege von Grün und Blume, verkündet ein sieghaftes Wachsen und Werden. Ein fieberhaftes Drängen nach neuem Leben, nach Licht und Schönheit tut sich kund, in neuem Kleide und erneutem Glanze leuchtet die Landschaft.

Ein dunkles seltsames Geschehen läßt alle Herzen höher schlagen, eine unendliche Liebesfülle sucht sich Bahn und Weg. Des Lebens Poesie sind Liebe und Hoffnung, des Frühlings Lied ist die Erfüllung.

Die Wiese glänzt in einem Blütenmeer, ein Atmen liegt über den Wiesen, wenn der Wind darüber streicht. Gefiederte Freunde beleben Baum und Strauch, und ihr Gesang spricht von Lebensfreude und Daseinsglück. Überall grüht jungfräisches Grün, und alles gestaltet sich zu einem Lied, zu einer Symphonie, deren Töne Leben und Sehnsucht sind.

Kinder pflücken Blumen, nehmen, was sie am Wege finden. Ihre Hände umklammern die Sträucher, als wollten sie den Frühling zwingen, nun immer bei ihnen zu bleiben. Pieder säumen ihren Weg, und in ihren Augen wohnt die Freude. Unbekümmert um das Morgen freuen sie sich der Gegenwart und in ihren jungen Seelen wohnt das Glück...

Als Gott die Menschen erschaffen hatte, fehlte ihren Augen der Glanz, die Freude. Da ließ er Blüten wachsen und bunte Vögel werden; die Menschen wanderten in einem Blumenmeer und Vogelfang sprach zu ihren Herzen. Und siehe da! Ihre Augen erhielten Glanz, ihre Freude erhielt Ausdruck, ihre Sinne wurden wach. Und zärtlich nahte die Liebe und führte sie in ein Traumland...

Der Abendwind bringt süße, wohlbekannte Düfte, die Ansel singt ihr Lied. Sie sitzt oben im Wipfel, und der Wind streichelt ihr schwarzes Gefieder. Wie eine trübe Mahnung an das Dunkle, Vergängliche wirkt ihr schwarzes

Kleid... Doch noch herrscht der Frühling, noch sind die Tage der Blumen, Schönheit und Sehnsucht rasten über uns.

In tausend bunten Farben liegt eine Welt um uns, es singt, zwitschert, jauchzt, es springt, flattert, schwirrt und in allem liegt ein Stück Leben und Geschehen. In uns lebt ein Jubel, über unserer Seele liegt ein Klingen, welches den Frühling grüht, ein lichter Glanz, der den Alltag heller stimmt und froh und stark werden läßt. Wir spüren der Seele leisen Flügelschlag, ein Drängen nach dem Licht, ein festes Wollen und Wagnis.

So manche Freude küßt der Frühling wach, so viele Sorgen streichelt der Lenz aus unserer Seele. Man lebt in dem Gefühl, als werde nun alles anders, als mühte sich nun alles Dunkle wenden, man lebt und hofft.

Ich möchte in Blumen liegen wie ein Kind und bloß horchen und lauschen, in Lust und Freude jede Blume streicheln, welche meinen Weg säumt. Ich möchte niederknien und in gläubigem Staunen dem gewaltigen Einklang lauschen, welcher aus der Natur an unser Herz dringt. Über Feld und Wald liegt ein Veden, ein Schmeicheln, und mit jedem Blid und Pulschlag grühe und kose ich die Welt, welche meinem Leben Zweck und Inhalt geben hilft.

Hoch am Himmel zieht eine weiße Wolke. Ich möchte mich an sie hängen und mit ihr davonsegeln durch die wundervolle, weitgeöffnete Welt, aus der ein mächtiger Daseinswille, eine freudige Lebensbejahung strömt.

Eine große unendliche Einheit zeigt sich in allen Stufen des Lebendigen. Lebenswellen, in dieser oder jener Form, sie alle eint die Eigenschaft, zu suchen, zu haben und zu verlieren. Das ist das Leben, das ist das Schicksal. Und aus ihm fließen alle Lieder des Leides und der Freude.
ar.

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

18

2.

„Dieser Dichter hatte offenbar recht“, dachte Dr. Zimmertür, als er eine Woche später seine Morgenpost öffnete. Das ist nun mein zehntes Nein. Und dabei schreibe ich nicht einmal Verse, sondern Abhandlungen.

Er las den Brief der Firma Essig & Irgens noch einmal durch:

„Wir bedauern, Ihr schmeichelhaftes Angebot ablehnen zu müssen, aber die Lage auf dem Büchermarkt ist gegenwärtig eine derartige, daß kein Verleger ein Buch von so spezieller Art übernehmen kann, es sei denn, daß der Verfasser alles Risiko übernimmt und die erforderliche Sicherheit stellt.“

Die einzige Firma, die möglicherweise zu anderen Bedingungen bereit sein würde, wäre unserer Ansicht nach Solem Bierprieud, Waterlooplein. Indem wir uns der Hoffnung hingeben, daß Sie mit besagter Firma zu einer befriedigenden Vereinbarung gelangen werden, zeichnen wir hochachtungsvoll
Essig & Irgens.“

„Warum nicht eine so exzentrische Firma aufsuchen?“ dachte der Doktor und beschloß es zu tun.

Nach beendeter Ordination machte er sich auf den Weg, kreuzte den Rokin und den Zwanenburgwal und schlug den Weg zum Waterlooplein ein. Einige Schritte davon entfernt lag Joden Breestraat mit ihrem Gewühl von pittoresken Geschäftsleuten, schwarzäugigen Kindern und vollbusigen Frauen mit geöltem Haar. An der Ecke lag das Haus, das dem unübertroffenen Maler all dessen, Rembrandt Harmensz van Rijn, gehört hatte. Und hier im Schatten einiger herbstlich nackter Bäume lag die Behausung der Firma Solem Bierprieud.

Es war ein schmales, altertümliches Haus mit Giebel

und Spitzdach, die Vorderseite nahm ein Fenster ein, in dem die Verlagsartikelf der Firma ausgestellt waren. Es waren nicht viele, aber sie sprachen von einer um so größeren Vielseitigkeit. Nichts Menschliches war der Firma Bierprieud fremd. Die Auslage zeigte empfindsame Romane wie „Die weiße Lilie“; weniger empfindsame Sittengemälde wie „Die Schlafwagenmadonna“; patriotische Romane wie „Admiral Tromps Flaggenstift“, „Die Jugend Wilhelms des Schweiglamen“; Detektivgeschichten: „Der Mord bei Clapham Junction“ und „Das Silberstilet“; Handbücher in Bridge, Esperanto und Tomatenzubereitung; „Hundertachtzehn Kreuzworträtsel“, und schließlich Wissenschaft: „Das Leben auf dem Mars“ und „War Mohammed ein Germane“.

Dr. Zimmertür studierte blinzeln die Einzelheiten der Auslage, bis er sicher war, daß er sie alle in sich aufgenommen hatte. Dann wendete er sich zu den nackten Bäumen des Plazes um und lachte wie ein Verrückter. Hierher gehörten also nach Essig & Irgens' Ansicht seine Abhandlungen? Das war die aufrichtigste Kritik, die ihm noch je zuteil geworden war! „Die Schlafwagenmadonna“, „Die weiße Lilie“ und „War Mohammed ein Germane“! „Ich muß sehen, wie ein solcher Mensch aussieht!“

Er öffnete die Tür und trat ein.

Er kam in einen altertümlichen, niedrigen Laden, wo ein langer Tisch Stöße von Büchern trug, offenbar die Sortimentsbuchhandlung der Firma. Die „Weiße Lilie“ und die „Schlafwagenmadonna“ nahmen den Ehrenplatz ein; danach kamen die hundertachtzehn Kreuzworträtsel; im Hintergrund, wie es Verbrechern ziemt, lauerten „Das Silberstilet“ und seine Genossen auf Käufer. In einem Lehnstuhl hinter dem Ladentisch, mit dem Rücken zum Fenster, saß ein etwa fünfundsiebzehnjähriger Mann in schwarzem Talar mit Hauskappchen und Augengläsern.

Er war unverkennbar einer von jenen, die die Landesflucht von zwanzig Jahrhunderten durchwandert haben. Sein Antlitz mit den markanten Zügen glied einer Maske; die Augen unter den schweren Augenlidern erinnerten an Juwelierfenster, vor denen der Metalladen herabgelassen ist, aber das Licht brennt und sich in den ausgestellten Edelsteinen spiegelt.

„Mynheer wünschen?“

Eine tiefe Stimme, die sicherlich viele Modulationen annehmen konnte.

Der Doktor murmelte ein paar gleichgültige Worte und begann unter den Bücherstößen zu suchen. Jeder neue Fund bestätigte das Zeugnis der Auslage. Und hier sollte er seine Abhandlung herausgeben! Plötzlich durchzuckte ihn eine barocke Idee. Warum nicht! Ja, warum nicht? Was für Verleger hatten Boerhave und andere Pioniere gehabt?

„Spreche ich mit Herrn Biervriend?“

„Ja. Was wünschen Sie?“

„Die Sache ist die — nun ja, ich habe also ein Manuskript —“ er machte mit Absicht seine Stimme so unsicher als möglich.

„Was für ein Manuskript?“ Die Stimme klang sofort interessiert. „Es ist wohl ein Roman — natürlich!“

„Nein, das ist es nicht.“

„Wenn es ein Roman gewesen wäre, wäre die Sache auch bereits sofort erledigt. Es geht heutzutage nicht, Romane zu verkaufen. Es geht nicht, sage ich Ihnen! Die bleiben in ganzen Haufen liegen. Sie sollten mein Lager sehen — Aber wenn es kein Roman ist, dann ist es wohl eine Novellensammlung — natürlich!“

„Nein, es ist keine Novellensammlung.“

„Wenn es eine Novellensammlung gewesen wäre, wäre die Sache bereits erledigt. Es ist heutzutage unmöglich, Novellensammlungen zu verkaufen, komplett unmöglich, komplett! Die bleiben in Stößen liegen, sage ich Ihnen. Sie sollten mein Lager sehen, Sie sollten es nur sehen.“

Die Stimme stieg schmerzhaft an, und vor seinem inneren Auge sah der Doktor Stöße von Büchern, etwa wie jene mittels derer man eine statistische Darstellung der jährlichen Bücherproduktion eines kleineren Landes zu geben sucht.

„Sie sollten nur sehen! Aber wenn es auch keine Novellensammlung ist, dann ist es natürlich ein Gedichtband. Und in diesem Falle, mein Herr, bedaure ich, daß es nicht ein Roman oder ein Novellenbuch ist! Heutzutage einen Gedichtband zu verkaufen, ist ausgeschlossen, absolut, absolut ausgeschlossen! Die bleiben alle miteinander liegen. Sie sollten es nur sehen, Sie sollten es sehen!“

Die Stimme stieg und stieg, und vor seinem inneren Auge sah der Doktor, wie sich Berge unverkaufter Bücher übereinandertürmten, bis sie einer graphischen Darstellung der gesamten Bücherproduktion Deutschlands in einem Jahr glichen.

„Es ist kein Gedichtband“, beeilte er sich einzuwerfen.

„Es ist eine wissenschaftliche Abhandlung.“

Die Stimme verstummte jäh. Herr Biervriend machte eine Kunstpause und stürmte dann zu einem letzten Cre-scendo vor.

„Eine Abhandlung! Aber mein bester Herr, man kann die erstklassigsten Abhandlungen herausgeben, niemand liest sie, niemand kauft sie! Sehen Sie her, diese Abhandlung „Rätselhafte Todesfälle“, die ist ausgezeichnet, sage ich Ihnen, erstklassig; aber liest sie ein Mensch? Kauft sie ein Mensch? Und diese Abhandlung über „Die letzte Reise nach Cythera!“ und diese „Ueber das Geheimnis der großen Pyramide“. Und diese „Eine Erklärung des Lebensrätsels für alle“. Und diese „War Mohammed ein Germane?“ Werden sie gelesen? Werden sie gekauft? Nein! Wie heißt Ihre Abhandlung, mein Herr?“

„Hier ist sie“, sagte der Doktor halb betäubt, „sie ist vielleicht nicht so gut wie die anderen, aber —“

Der Verleger blätterte darin.

„Ein paar Worte über die Ödipustheorie“, zitierte er. „Was ist das, die Ödipustheorie?“

Dr. Zimmerthür orientierte ihn mit einigen Worten über den Inhalt der Theorie. Solem Biervriends Augen glückten.

„Aber das ist ja ebenso gut wie „Die letzte Reise nach Cythera!““ rief er. „Was sehe ich? Sie können Träume deuten, mein bester Herr?“

„Ich verlasse es mindestens.“

„Das ist erstklassig! Das ist ausgezeichnet! Schizophrenie! Was ist das, Schizophrenie?“

Der Doktor erklärte den Begriff der Schizophrenie mit einigen Worten. Der Verleger legte das Manuskript entschlossen in eine Lade.

„Es ist nicht unmöglich, daß ich Ihre Abhandlung nehme. In vierzehn Tagen oder einem Monat bekommen Sie Bescheid.“

Dr. Zimmerthür nickte. Sie kann ja ebenso gut hier liegen wie in meiner Schreibtischlade, dachte er und schickte sich an zu gehen, als er auf dem Ladentisch ein Heftchen erblickte, das bis dahin seiner Aufmerksamkeit entgangen war. „Das Gold und das Feuer“, las er, „Gedichte von Ferdinand Portaels“. Der Mann aus der Bodoga! Er erstand den Gedichtband, ohne zu fragen, ob er viel verkauft wurde, aber ward nichtsdestoweniger bis auf die Straße hinaus von Solem Biervriends Versicherungen verfolgt, daß dies das erste Exemplar war, das er verkaufte, und sicherlich das letzte, das er verkaufen würde.

3.

Das Selbstmordwetter dauerte an. Tag für Tag lag der Nebel wie ein nasses Tuch über Amsterdam. Eines Abends, ungefähr eine Woche darauf, kam Dr. Zimmerthür wieder in Beeldemakers Bodoga und fand dort seinen alten Freund, den Kommissar Groot.

„Was sagen Sie?“ knurrte der Doktor. „Ist das noch Luft, was man da in die Lungen kriegt? Ist das ein Land, in dem man leben kann? Dieser Dichter hatte wirklich recht, das ist das Reich der Frösche und Maulwürfe.“

„Welcher Dichter?“

„Einer, den ich vor drei Wochen hier traf. Selbst verteidigt er sich gegen das Klima, indem er Gedichte über das Gold und das Feuer schreibt. Wenn man sie liest, könnte man glauben, daß er Phrymone ist.“

„Was geben Sie heute abend für ein Erlebnis?“ fragte der Kommissar plötzlich.

„Das gleiche wie der Kalif — alles, bis zur Hälfte meiner Besitztümer.“

„Aber es kann gefährlich werden, das sage ich Ihnen im Vorhinein.“

„Und ich antworte mit einem Freund von mir: „Was weiter, wenn wir nur etwas Neues finden!““

Sie vertrieben sich auf verschiedene Weise die Zeit, bis das Glodenspiel des Münzturmes elf rapportierte. Präzise zehn Minuten über elf trafen sie an der Ecke des Rokin zwei Polizeibedienstete in Zivil und wanderten in ihrer Gesellschaft zum Hafen hinunter. Bei dem herrschenden Wetter war es schwer zu entscheiden, wo die Luft aufhörte und das Wasser anfang; das rhythmische Anschlagen der Wellen an die Pfähle klang wie die Seufzer von Ertrinkenden. Plötzlich merkte der Doktor, daß sie angelangt waren.

Sie standen in einem krummen Hintergäßchen mit neuerbauten, aber schon verfallenen Häusern, von deren Fassaden die Mäße in Strömen herabrannten. Hier und dort kam aus dem Erdgeschoß Licht aus obskuren Schenken, und eine davon, die obskureste, schien ihr Ziel zu sein. Gleich dem Bau des Fuchses hatte sie wenigstens zwei sichtbare Eingänge. (Fortsetzung folgt.)